**Zeitschrift:** Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

**Herausgeber:** Deutschschweizerischer Sprachverein

**Band:** 26 (1942)

**Heft:** 3-4

Artikel: Einzelne Stellen aus Eduard Blochers Buch : die deutsche Schweiz in

Vergangenheit und Gegenwart

Autor: Blocher, Eduard

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-419872

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 20.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dieser Schardenggarten steht aber nicht allein. Vielmehr hat Berlin, das ganze Jahrhundert seiner Wiederdeutschwer= dung hindurch der entschwundenen Welschheit der Hugenotten und des Großen Friedrich nachtrauernd, ein dem Schardenggarten entsprechendes Ersakwörterbuch geschaffen, für das der grimmige Kämpfer Sduard Engel, selbst ein echtes Berliner Kind, eben den Namen Berlinerfranzösisch gefun= den hat. Sein 1918 erschienenes Berdeutschungswörterbuch "Entwelschung" enthält und verhöhnt an die sechs Dutend derartiger Ausdrücke. Es sind vermeintlich französische Wörter, die ihrer Ableitung oder ihres Aussehens wegen vom Unkundigen für französisch gehalten werden können, in Wirklichkeit jedoch nur in Deutschland dafür gelten, jedenfalls in Frankreich entweder überhaupt oder doch in der ihm an der Spree beigelegten Bedeutung unbekannt sind. Db es bei jedem dieser berlinerfranzösischen Wörter zutrifft, daß ihre Heimat gerade Berlin sei und nicht etwa eine andre deutsche Großstadt, darüber müssen wir Entscheidung und Berantwortung dem streitbaren Erzengel überlassen;\* es ist auch nicht gar so wichtig, entscheidend ist immer nur die Feststellung: hier liegt ein Wort vor, das etwas andres sein will, als es ist, und deshalb auf den Bildungsstand derer, die es im Munde führen, ein zweifelhaftes Licht wirft.

Da es in unserer schweizerischen Heimat sehr viel mehr Menschen gibt, die Französisch lernen, als in Preußens Hauptstadt, so brauchen wir natürlich auch die uns beliebenden welschen Sprachbrocken eher richtig als die Berliner, und manche der von Engel angeprangerten Wörter sind unter uns nicht üblich. Hüten wir uns indessen, die Spreewelschen darum zu verachten. Es ist schon schlimm genug, daß wir besser unterrichtete Schweizer überhaupt je solch französisches Sprachungut aus Deutschland bezogen haben. Aber der Einfluß großer Hauptstädte, die immer auch Ausstrahlungspunkte jeder Art von Moden sind, und von denen tausend Anregungen guter und — vielleicht noch mehr schlechter Art ausgehen, ist eine Gefahr auch für uns, und darum ift hier davon die Rede. Mit Beschämung nehmen wir wahr, daß manche der von Engel verzeichneten berlinwelschen Wörter auch uns geläufig sind, und wir eigen= artstolze Eidgenossen haben uns nichts dabei gedacht . . .

Den Reigen eröffne wie billig partout. Ich erinnere mich einer Waadtländer Dame, die Zeit ihres Lebens behauptete, gewisse Naturen unter den Deutschschweizern erkenne man daran, daß sie partout für "durchaus" sagten. Ein Bekann= ter, mit dem wir alle täglich verkehren, ist der Abonnent, wer hat daran gedacht, daß das kein französisches Wort ift, wiewohl abgeleitet von franz. abonner? (daher heißt unser "Abonnent" franz. abonné.) Wer sich siir "Abonnent" wehrt, mache sich wenigstens klar, daß es aus Deutschland stammt, dabei ja so wenig deutsch ist wie italienisch oder fonst etwas; die Schweden brauchen es zwar ebenfalls, aber gunz ohne Zweifel haben die es auch aus Deutschland; bekanntlich haben die Östreicher für den Bezüger einer Zeitung den Ausdruck Praenumerant — auch ein putiges Fremdwort, aber wenigstens eines ohne falschen Beimat-schein. Auch der Grossist stammt aus Deutschland; wir wissen doch alle, daß kein Welscher so sagt. Dasselbe gilt von der Balletteuse, von der Blamage, vom Konfekt, vom Kuvert, von der Offerte, vom Parterre (als Erdgeschoß\*\*), vom –

\* In Leipzig heißt das möblierte Mietzimmer (irgendwo in Zürich auch "möbeliert" geschrieben) "Garçonlogis" (was Engel ausdrücklich als Leipzigerfranzösische bezeichnet). Der Mieter heißt logischerweise "Garçonherr." Gewiß sitzt so ein Garçonherr hie und da auch in einem Schardenggarten.

"muß ich Ihnen das denn nochmals sagen?" — Perron, vom Privatier, vom Emigranten, vom Modelleur. Rentabel und generell sind so wenig französisch wie amortissieren und Amortisation (franz. amortir und amortissement), renommieren und Renommage, ramponnieren, blamieren (für bloßstellen), Blamage und nobel (für freigebig). Alle diese und manche andre dergleichen Entgleisungen haben wir mitgemacht, während wir allerdings einige andre Torheiten — die Chansonnett (soll eine Sängerin sein), den Billeteur, die Bellétage und den Friseur (nicht so die Frisur) — abgelehnt haben, auch Gardinen selten sagen.

Eduard Engel geht streng ins Gericht, einigemal viel= leicht allzustreng. Es ist schon richtig: der Franzose sagt niemals raser, sondern faire la barbe (bei Gotthelf lesen wir: barten), aber rasé de frais für frisch rasiert ist nicht ungebräuchlich, weshalb rasieren nicht wohl kurzerhand als berlinerfranzösisch abzutun ist; auch den Portier werden wir als französisch noch gelten lassen, wie das freilich widers wärtige kulant. Trotzdem: Engels Warnungen auch vor solchen nicht eindeutig verdammlichen Entlehnungen, bei denen das Umzugsgut etwa einmal durch Verbiegung oder Schürfung Schaden leiden kann, find keineswegs von der Hand zu weisen. Die geschichtlichen Beziehungen zwische Deutsch und Französisch sind derart, daß man nicht ein für allemal sprachliche Entlehnungen wird verpönen wollen einer allerdings hat das getan: Karl Spitteler wollte "jedes französische Wort ohne Ausnahme und ohne Gnade und Barmherzigkeit aus der deutschen Sprache entfernen". (Lachende Wahrheiten\*) —; aber als bewährte Regel, für Aargauer und Thurgauer so gut wie für Berliner, wird immer gelten dürfen: Ganz richtig braucht die Fremdwörter nur, wer sich vorgenommen hat, gar keine zu brauchen,

in keinerlei Weise, nicht laut und nicht leise.

Eduard Blocher +

Einzelne Stellen aus Eduard Blochers Buch:

# Die deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart.

Aus dem Abschnitt "Die Vergangenheit":

Die Eidgenossenschaft ist nicht nur dem Namen und der Form nach, sondern in den Grundgedanken noch derselbe Staat wie zu Beginn. Dem alten Römischen Reich war das Deutsche Reich gefolgt. Als seine Raisermacht verblaßte und zerbröckelte, wurde das mittlere und westliche Europa die Beute germanischer Adelsgeschlechter; die alte germanische Bolksfreiheit schwand. Darum gründeten die Bauern und Städte der innern Schweiz ihren Bund zur gegenseitigen Gewährleistung der Selbstbestimmung und Selbstregierung. Reine fremde Macht sollte sich hier zwischen die freien Bolksgemeinden und den kaiserlichen Schirmherrn drängen. Zu diesem Zwecke wollte man zusammenhalten. So wird der schweizerische Staat noch heute aufgesaßt, nicht wie andere Staaten als Machtgebiet eines Herrschergeschlechtes oder als Erzeugnis staatsmännischer Überlegungen, auch nicht einsach als das gegebene Erzeugnis der Geschichte, sondern als eine Bereinigung von Städten und Landschaften,

<sup>\*\*</sup> Ein Freund in Genf teilt mir mit, er wohne jetzt rue Dôle, au rez-de-chaussée, "parterre, comme vous dites en allemand". U.St.

<sup>\*</sup> In der 3. T. sehr realistischen Novelle Imago hat Spitteler den Portier am Bahnhof "Türmann" genannt! A. St.

die sich gegenseitig Selbstregierung, Unabhängigkeit von fremder Einmischung und Schutz vor fremder Eroberung verbürgen. . . . In den Freiheitskämpfen der Eidgenoffen sehen wir das Volk in Waffen gegen die Ritterschaft, als den Rriegerstand von Beruf, sein Recht und seine Rraft be= währen. So ist die Eidgenossenschaft tatsächlich ein Volks= staat, aber freilich nicht auf Grund staatsrechtlicher Lehren, nicht auf Grund von Begriffen wie Gleichheit, Brüder= lichkeit, Menschenwürde, sondern im Rahmen der gege= benen Gliederung des Volkes und gestützt auf die Rraft des Schwertes, das dem Tüchtigen sein Recht schafft. . . . Ein Volksstaat ist die Schweiz geblieben, und sie will es bleiben, und zwar ist dieser ihr Wille gegründet auf das alte Wesen des Staates selbst, der heute der älteste Freistaat der Welt ist. . . . Wer die Meinung vertritt, daß die Grundsätze des heutigen Volksstaates und die Freiheiten und Rechte, die der Staatsbürger heute genießt, der französischen Revolution zu verdanken seien, der darf nicht übersehen, daß die geistigen Wurzeln dieser Bewegung in der Stadt Genf zu suchen find, in der sich unter dem Schirm der Eidgenoffenschaft die Unabhängigkeit von den romanischen Monarchien der Nachbarschaft und das germanisch-protestantische Geistes= leben haben festsetzen und erhalten können.

## Aus dem Abschnitt "Die staatliche Gemeinschaft":

Die inneren Grengen, die die Schweiz durchziehen, laffen fich an einzelnen Stellen in eindrucksvoller Weise wahrnehmen. . . . Wer durch die Dörfer des Uppenzeller Landes geschritten ift und beim Stoß die lette Unhöhe über dem Rheintal, bei der Vögelinseck den überraschenden Auslug auf die Stadt St. Gallen und den Bodensee betritt, der braucht sich nur umzuwenden, um zu verstehen, daß er hier am Rande eines eigenen Ländchens steht, daß hier etwas aufhört, was die wilden Appenzeller Bauern eben an jenen Ortlichkeiten als an ihrer Haustüre verteidigt haben mit Morgenstern und Hellebarte. Solcher Überraschungen gibt es noch viele im Schweizerlande, gab es an allen Kantons= grenzen, ehe die gleichmachende Industrie das Land mit stilslosen Bauten und entstellenden Berkehrseinrichtungen übers fate. . . . Auch innerhalb der Schweiz ist dieser germa= nisch = romanische Gegensatz für den aufmerksamen Beobachter zu sehen: in der deutschen Schweiz nehmen die Bürger an den Gemeindeangelegenheiten größern Unteil. die welschen Kantone beaufsichtigen ihre Gemeinden stärker, m stärksten Genf. Aber auch sie sind weit von den französischen Berhältnissen entfernt. . . . Es gibt in Frankreich keine Gemeindeversammlung, nur eine Urnenwahl zur Er= nennung des Gemeinderates und des Gemeindevorstehers. Die Beschluffreiheit des Gemeinderates umfaßt nichts Wich= tiges, und die Beschlüsse bedürfen meistens auch noch der Bestätigung durch den Präfekten\*. Nicht einmal den Lehrer und den Feldhüter kann der Gemeinderat selbständig er= nennen und entlaffen.

Heute besteht die Landsgemeinde noch in sechs Kantonen. Es ist ein erhebendes Schauspiel, einer solchen Versammlung zuzusehen, etwa auf dem Dorsplatz zu Trogen, wo im Frühjahr die größte Landsgemeinde, die von Uppenzell-Außerrhoden, zusammenkommt. Dem Fremden, der da herkäme, um sich bei diesen rückständigen Bauern eine schnurrige Altertümlichkeit anzusehen, würde bald der Ernst der Sache klar werden. Tief ergriffen blickt der Zuschauer hier auf ein Volk, das in schlichtem Krastgesühl und in

\* Der Präfekt wird nicht vom Volk gewählt, sondern von oben eingesett.

Ehrfurcht vor der eigenen Bergangenheit mit musterhafter Ordnung, unter strenger Innehaltung der einsachen hergesbrachten Formen seine Angelegenheiten besorgt. Ist er ein Deutscher, so muß ihm der Anblick besonders zu Herzen gehen, hat er doch die älteste staatliche Einrichtung des Germanentums lebendig vor sich: das Bolksding, von dem uns Tazitus berichtet, die Bersammlung der Wehrhaften zur Wahl ihres Herzogs und zur Beschlußsassigung über wichtige Stammesangelegenheiten. Hier ist ein ehrwürdiges Stück Deutschtum erhalten, das sonst nirgends mehr besteht.

Wir haben Grund, mit unserer Volksherrschaft zufrieden zu sein. Die Gesetze sind so gut wie anderswo, die Unzufriedenheit ist geringer, die Verwaltung sparsamer, die Günstlingswirtschaft und die Vestechlichkeit viel seltener als

in den übrigen Republiken beider Welten.

In den örtlichen Freiheiten des gegliederten Staates und in den Volksrechten haben wir die Bürgschaft, daß hier mehr als irgendwo das gesamte staatliche Leben auf dem denk dar größten Einverständis aller ruht. Das ganze Land ist Schauplat des staatlichen und öffentlichen Lebens, nicht nur die Haupstadt und der Ratssaal der Volksvertretung; Staatsleben heißt hier Volksleben. Das ist vielleicht das wichtigste, das eigentliche Merkmal des schweizerischen politischen Lebens. . . . Nicht genug aber kann man betonen, daß die ungeschriebenen Gesetze, der Geist und das Wesen der Vewölkerung und ihre politische Vildung, den Ausschlag geben, nicht die Einrichtungen. Frankreich hat die Rechtsgleichheit, Amerika den Vundesstaat und die Volksrechte, und doch sind hier und dort die Zustände unerfreulich. Die Grundlage unseres Staates bildet

der gesunde Sinn des Bolkes.

Die Literatur der Schweiz ist ein trefflicher Spiegel ihres öffentlichen Lebens. Dieses Bolk hat keine Revolutions= dichtung hervorgebracht. Wer an unsere Literatur mit der Voraussetzung hinanträte, daß er es da mit einem Volk von feuerroten Republikanern, grasgrünen Naturrechtlern, unbändigen Umftürzlern und himmelstürmenden Neuerern zu tun bekomme, der würde ja von einem Erstaunen ins andere fallen. Albrecht von Haller, Bestalozzi, Lavater, Rarl Ludwig von Haller, Gotthelf, Fröhlich, Mener und Reller: wo ist da der Fürstenhaß, die republikanische Phrase, die Religionsfeindschaft? Berteidiger des hergebrachten Glaubens oder ehrenhaft altväterische Aufklärer, Lobredner der guten alten Zeit, Rirchenliederdichter, gemütvolle Pfarrherren, fein= sinnige Patrizier, Prediger von Zucht und Ordnung und Familiensinn, das ist unsere Literaturgeschichte. Auch Freisinnige wie Gottfried Reller haben tiefe Ehrfurcht vor dem Bodenständigen und Ererbten. Man lefe etwa "Frau Regel Amrein und ihr Jüngster".... Sicher ist, daß nur ein in starken sittlichen Überlieferungen gut verankertes Bolk von ruhiger Art und allem unwahren Wesen abhold den Bolksstaat erträgt. Anderswo ist er bereits entartet. In der Schweiz wird er sich halten, solange seine sittliche Unterlage besteht, der gediegene Beift gefunden Alemannentums.

### Aus dem Abschnitt "Die Glaubensgemeinschaft":

Die resormierte Kirche der Schweiz hat keine Lehre mehr: eine schranken lose Freiheit macht den Anhängern aller bestehenden Weltanschauungen die Kanzeln ohne Schwierigskeit zugänglich. . . . Nach der schweizerischen Auffassung soll die Einheit der Freiheit, nach der reichsbeutschen lieber die Freiheit der Einheit geopsert werden. . . . Die schlichte und aufrichtige Frömmigkeit der katholischen Schweiz wird von den Katholiken zumal des romanischen Auslandes bewunsdernd anerkannt.

# Aus dem Abschnitt "Die Sprachgemeinschaft":

Für das Zusammenleben der Menschen ist es wertvoll, daß alle Stände die Mundart sprechen. Das gute Einvernehmen zwischen dem Gebildeten und dem Ungebildeten wird dadurch sehr erleichtert. Der Fabrikherr steht seinen Arbeitern, der Offizier seiner Mannschaft dadurch menschlich näher. Die Volkseinheit zeigt einen Riß weniger als in andern Ländern; es herrscht mehr Bertrauen und Menschlichkeit in den Beziehungen zwischen hoch und niedrig, Stadt und Land. Die Mundart setzt uns in ernstlichen Nachteil gegenüber dem nichtbeutschen Landsmann und gegenziber dem reichsdeutschen Sprachgenossen, die beide eine Weltsprache von klein auf geläufig sprechen. Wir wissen das, sinz den uns aber damit ab, um der Vorteile willen, die die Mundart bietet. Wohl sagt man uns allenthalben, unsere Heimatsprache sei rauh und übelsautend. Für uns aber birgt sie ungezählte Gemütswerte.

Über das Hochdeutsch der Schweizer ist zu sagen: sie sprechen es schlecht und schreiben es gut. Dem mündlichen Gebrauch fehlt es an Ubung. Fast allen Schweizern hört der Rundige, wenn sie hochdeutsch sprechen, sogleich an, aus welcher Gegend der Schweiz sie stammen, und allen nach den ersten Worten den Schweizer, wenn man es nicht gerade mit einer ausnahmsweise schauspielerisch ausgebildeten Per= sönlichkeit zu tun hat. . . . Besser aber versteht der Schweizer das Hochdeutsche zu schreiben. Die Schweizer gehören mit nichten zu den schlechtesten unter den deutschen Prosa= schriftstellern. Wo findet sich ein edleres und reicheres Deutsch als im Grünen Heinrich Rellers, wo ein glänzenderes und flüffigeres als bei Ronrad Ferdinand Mener? Die Brauch= barkeit unfrer Mundart zur Bereicherung und Berjüngung des deutschen Wortschatzes rühmen uns in warmen Worten deutsche Rlassiker, Leibniz, Lessing und Herder, deutsche Sprach= und Stilforscher wie Friedrich Kluge und Eduard Engel. Schiller hat bei ihr Anleihen gemacht, und zu Dut= zenden sind Schweizer Wörter, wie auch schweizerische Eigen= tümlichkeiten des Satbaues in die Gemeinsprache eingedrun= gen: Abbild, abschätig, anheimeln, anstellig, entsprechen, Sau, geistvoll, heimelig, Heime weh, kernhaft, Lockspitzel, Putsch, staunen, tas gen, Unbill, vertagen, Wildheuer, sind Schweizer Wörter und durch den Ginfluß schweizerischer Schriftsteller ins Hochdeutsche gelangt, — gewiß ein Beweis für die Fähigkeit der Schweizer, ein gutes Deutsch zu schreiben. Auch in der Wissenschaft, in der Zeitung und im amtlichen Berkehr hält das Schriftdeutsch der Schweizer den Vergleich mit jedem andern aus. Der Volksstaat nötigt Presse und Behörden, verständlich und einfach zu schreiben. Die Berfügungen, Berichte und Wegleitungen z. B. der Behörden von Stadt und Ranton Zürich find vielfach von geradezu erquickender Rlarheit und musterhafter Geradheit des Stils, und das schweizerische Zivilgesethuch vom Jahre 1912 rühmt Eduard Engel (und nicht er allein), weil es sprachlich weit besser sein das des Deutschen Reiches. . . . An sich lieben wir das Fremdwort keineswegs mehr als die übrigen Deut= schen. Im Gegenteil geht durch unsere ganze Sprachgeschichte eine gesunde Vorliebe für das Heimische. Chaussee, Bouillon, Renseignement, Friseur, Raseur, Bassage, Restauration, Chansonett, Rabarett, sind, soweit wir sie nicht überhaupt ganz abgelehnt haben, aus Deutschland zu uns gekommen. Ich kenne von klein auf Wetterglas, Zuckerbäck(er), Harschneider, Uberstrumpf, Fleischbrühe, Tiergarten, und lernte erst später, zum Teil erst als Erwachsener und zum Teil erst in Deutschland, die Fremdwörter Barometer, Ronditor,

Coiffeur, Gamaschen, Bouillon, zoologischer Garten kennen. . . . . Von alten Titeln ist mancher auf= gegeben worden, aber noch gibt es den aufrechten Land= ammann, den Talammann und den Gemeinde= ammann, in Appenzell den Landesstatthalter, den Landesfähnrich und den Gemeindehauptmann, in Luzern den Schultheißen, im Glarnerland den Tag= weidvogt. Neben den vielen langweiligen Rommiffionen haben wir noch Schulpflege, Rirchenpflege, Urmen= pflege, mancherorts einen Säckelmeister. Der Land= sturm ist schweizerischen Ursprungs, auch die Landwehr gilt vielfach dafür, ebenso das Gelände und das Schukund Trugbundnis, wie Leibniz rühmt. Die deutschen Monatsnamen hat man in der Bundeskanzlei erst 1881 durch die internationalen ersett, und gewiß sind Sornung, Herbst=, Winter= und Christmonat nirgends so lange amtlich in Geltung gewesen wie bei uns. Noch haben wir ben Landjäger (Gendarm), und unfer Geld heißt amtlich noch heute nicht franc und centime, sondern der Franken und der Rappen. Das Manöver hat uns preußischer Sprachgebrauch gelehrt; vor kurzem noch hieß es schwer= fällig, aber deutsch und heimisch: der Truppenzusam= menzug....

Das Haus unsrer welschen Mitbürger hat offene Fenste nach drei, nicht bloß nach zwei Seiten, denn der Calvinis mus hat es ein= und ausströmenden Luft= und Lichtwellen auch auf der angelsächsischen Seite Europas geöffnet. Etwas von europäischem Geifte lebt da, im Gegensat zu der mehr vaterländisch beschränkten Art der deutschen Schweiz. An allen Höfen und Akademien finden wir seit zwei Jahr= hunderten welsche Schweizer. Sie sind die Sprachlehrer Europas gewesen, haben Fürsten erzogen, und ungezählte Menschen aller Art haben in jenem kleinen Lande ihre Frömmigkeit vertieft, ihre Weltanschauung erneuert, ihre Bildung vervollständigt. Das Kernstück der welschen Schweiz zwischen Neuenburger und Genfer See gehört zu den ge= bildetsten und blühendsten Gegenden Europas schon im acht= zehnten Jahrhundert. Leute ohne Lese= und Schreibkenntnisse gab es schon vor hundert Jahren im Ranton Waadt nicht mehr, während Frankreich ihrer noch heute Zehntausende zählt. Vier Hochschulen hat die welsche Schweiz. Das schrift= ftellerische Leben ist so reich wie nirgends in der französi= schen Provinz; Monats= und Wochenschriften guten Inhaltes bringen es auf hundert Jahrgänge, und Zeitungen haben europäische Bedeutung erlangt. Eine französische Provinz stadt und Genf sind wie Tod und Leben. . .

Bum Volkstum gehört unzweifelhaft die Literatur. Die Schweiz hat am deutschen Schrifttum einen unverhält= nismäßig starken Unteil, wie kaum ein andrer gleich großer Teil des deutschen Sprachbodens. Freilich brachte sie auf einem Gebiete der Dichtkunft gar nichts hervor, nämlich im Schauspiel, und in der Lyrik ist wenigstens die Menge der guten Produkte nicht sehr groß; dagegen steht sie mit ihrer lebensvollen Erzählerkunft unübertroffen da. Wichtiger aber als alles andere ist, daß die Schweiz anregend, richtungsgebend, ja besreiend auf das deutsche Schrifttum zu wirken vermocht hat. Sie begann im achtzehnten Sahrhundert als Bahnbrecherin den Rampf der deutschen Geisteskultur gegen die französische Berderbnis und erwies damit auch gleich bei ihrem Erwachen aus langem Schlummer die Echtheit und Gesundheit ihres Deutschtums. Sie hat gar nichts gemein mit der Art des französischen großen Komans, der in immer neuer, stets vollendeter Meisterform den Mann oder die Männer als Opfer eines unwiderstehlichen Weibes non Lescaut, Frau Bovary, Sappho — zu Grunde gehen läßt. . . .